

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 46 (1971)
Heft: 1

Artikel: Vom Bild des Soldaten : ich hatt' einen Kameraden
Autor: Wetter, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1080079>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

menschliches Dasein, mit seinen Leiden und Freuden ein ganzes Jahrhundert ausfüllend, ist nichts als eine kurze, verschlafene Nacht, eine kurze Rast auf den für unser Vorstellungsvermögen endlosen, durch unzählige Wunder und Verwandlungen führenden Wanderwegen des Geistes. Goethe irrte. Wie uns die Kulturge-

schichte zu beweisen scheint, war gerade die Tatsache, dass Menschen durch Jahrhunderte in ihren einsamen, eingeschnitten Höhlenhöhlen «wie Murmeltiere» hausen mussten, kein Hindernis für die Entfaltung ihres Bewusstseins. Mochten sie auch ihre heimatliche Umwelt über alles lieben, die in ihr gewinnbaren Werte — nach

mühsamer Arbeit von den Elementen spielend weggerissen! — erschienen ihnen auswechselbar und vergänglich wie im flüchtigen Traum erworbene Reichtümer.

Als unveräusserlich, dies sogar gegen den Preis des eigenen Lebens, erschien aber immer mehr nur eins: Die Freiheit.

Vom Bild des Soldaten:

Ich hatt' einen Kameraden

Von Oberstdivisionär E. Wetter
Waffenchef der Flieger- und
Fliegerabwehrtruppen

«Ich hatt' einen Kameraden, einen
bessern find'st du nicht . . .»

Dieses sentimentale Lied stammt aus einer militärisch heroischen Zeit. Aus einer Zeit, da es noch Kameraden gab, die Seite an Seite kämpften.

Heute könnte es nicht mehr geschrieben werden. Aber es wird noch gesungen und geblasen, vor allem für alte Soldaten, wenn sie zu Grabe getragen werden. Ein Relikt aus der guten alten Zeit, mit dem unsere jungen Wehrmänner nichts mehr anzufangen wissen. Trotzdem zielt es noch unser «Soldatenbuch».

Kamerad sein heisst, füreinander leben. Das war möglich, als die Kugeln um die Ohren pfeiften. Es ist auch heute noch zutreffend für eine Kleinzahl leibhaftiger Kämpfer, etwa für Grenadiere. Aber die Zahl der Nicht-Kämpfer ist grösser geworden, ist Legion. Sie sind Führungsgehilfen, stellen Panzer, Flugzeuge und Kanonen bereit, bedienen Funk- und Radargeräte, steuern die Programme, bringen Munition und Verpflegung heran. Im Jahre 1917 entfielen auf ein Flugzeug mit Pilot fünfzehn Helfer. Heute — 55 Jahre darnach — sind es dreissig, also doppelt so viel.



Der technische Soldat hielt Einzug in der Armee. Er trägt nicht mehr die Uniform, sondern das Ueberkleid. Er arbeitet nicht allein, sondern im Team. Diese Techniker-Soldaten leben nicht füreinander, sondern nebeneinander. In einem aufeinander abgestimmten Nebeneinander. Jeder hat sein Arbeitsgebiet, seine fest beschriebene Tätigkeit, die wieder abhängig ist von der Tätigkeit des anderen.

Je technischer die Waffengattung ist, desto «unmilitärischer» ihr Betrieb. Aber er läuft dennoch, sogar besser, ohne das zackige militärische Ritual. Der militärische Befehl ist der exakten Fachsprache gewichen. Man unterhält sich kollegial. Selbst Gradabstufungen werden verwischt.

Heute müsste der Text des alten Liedes umgedichtet werden in

«Ich hatt' einen Kollegen, einen bessern find'st du nicht, er wusste technisch alles, und war auf Kooperation erpicht . . .»

Kampfkameraden gibt es kaum noch, um so mehr Militärkollegen. Die einen trennt der Tod, die anderen die Fachkenntnis.

Es gibt keine Helden mehr

Die technischen Höchstleistungen moderner Kampfflugzeuge üben einen Einfluss auf den Menschen aus, der sie führt. Der Flugzeugführer von heute ist anders als der Militärpilot von gestern. Es gibt keine Fliegerhelden, keine Oskar Bider mehr.

Früher kannten die Piloten den Kampf von Maschine zu Maschine, von Mann zu Mann. Sie kurvten, kurbelten, sahen sich im raschen Vorbeiflug ins Antlitz und fochten so das Duell auf Leben und Tod aus. Es waren mutige, ritterliche, auf sich selbst angewiesene Männer.

Der Kampfflieger von heute kennt diesen Waffengang nicht mehr. Der blossе Draufgänger wird auch nicht mehr gesucht, eher eliminiert, denn die Technik dominiert. Sie hat die Gegner voneinander getrennt. Der Nahkampf ist dem Feuerduell auf grosse Distanz gewichen. Die schnelleren Flugzeuge und die Vielfalt der

Waffen benötigen zahlreichere und kompliziertere Geräte, die nur von technisch begabten, intellektuellen Männern gehandhabt werden können. Der Pilot sucht nicht mehr den Gegner auf, er wird an ihn herangeführt. Sein Gesicht ist ihm unbekannt, er sieht im Kampf nur den grauen, rasch grösser werdenden Punkt auf sich zukommen, den er am Himmel auszuweichen hat.

Die Neuerung des Fluggerätes hat einen neuen Pilotentyp geschaffen: kühl, berechnend, technisch orientiert, diszipliniert.

Kämpfen heisst heute: die Technik und sich selbst beherrschen.

Der Funktionär

Der Soldat ist das letzte Glied einer Befehlsmaschinerie. Die Maschinerie beginnt bei der Politik, die Politik führt zum Krieg, der Krieg wird von der Armee geführt, die Generäle planen die Begegnung mit dem Feind, die Kommandanten erteilen die Befehle und der Soldat hat sie auszuführen. Er, und nur er allein hat zu töten. Damit die anderen überleben. Damit die Nation bestehen kann.

Die nationale Politik fordert ein bisschen das Töten, und am Ende der Skala ist der Soldat, der auf den Abzug drückt. Er ist das letzte Glied.

Darüber helfen alle beschönigenden und betrügerischen Worte nicht hinweg. Auch das nicht, was ein Verteidigungsminister geschrieben hat: «Der Beruf des Soldaten ist ein Beruf wie jeder andere. Er geniesst weder höheren noch niederen ethischen Wert. Er ist ein Teil der Gesellschaft.»

Nein, Soldatsein ist weder ein Job noch ein Beruf. Soldatsein ist eine bittere Notwendigkeit. Denn wer Soldat sagt, denkt an den Mann, der töten muss.

Der Widerwille gegen den Akt des Tötens schlummert in jedem Menschen — ausgenommen Psychopathen und Verbrecher. Darum ist Soldatsein ein Übel. Darum wollen einige pazifistisch denkende Leute nicht und viele Bürger nur widerstrebend Soldat

werden. Darum ist der Beruf des Instruktionsoffiziers und -Unteroftiziers nicht sehr gefragt und auch nicht hochnotiert: Er rangiert auf der Stufe eines Lehrers. Der Instruktor ist der, der den Bürger zum kriegerischen Handeln, zum Töten anleitet. Nicht aus Freude, sondern von Amtes wegen.

Auf diese Art macht sich heute das Schweizervolk das Bild von seinem Soldaten. Ist es aber — so frage, wir uns — richtig? Ist es nicht einem veralteten Denkschema verhaftet? Allerdings gefördert durch die gewehrtragenden Bürger, die am Samstag und Sonntag in Massen ausziehen, das Schiessen zu lernen und zu fördern? Denn sie schiessen heute, um morgen zu töten.

Nein, wir leben nicht mehr im Zeitalter der Reisläuferei und der Söldnerdienste. Atomare, biologische und chemische Waffen haben zu einer anderen Politik und zu einem anderen strategischen Denken geführt. Auch die Schweiz hat sich zu neuen Erkenntnissen durchgerungen.

Die Armee soll nicht Krieg führen, sondern den Frieden erhalten.

«Unsere Armee», so steht im Bericht des Bundesrates vom 6. Juni 1966, «soll durch ihr Vorhandensein und ihre Bereitschaft dazu beitragen, einen Angriff auf unser Land als nicht lohnend erscheinen zu lassen und dadurch unsere Unabhängigkeit, wenn möglich ohne Krieg, zu wahren.»

Friedenssicherung also als erstes in der Politik und Armeeführung. Aber auch für den Soldaten, der am Ende der Skala steht. Er ist nicht mehr zum Töten da, sondern zur Erhaltung des Friedens. Damit wird er zum Funktionär, zum Mann, der eine Funktion zu erfüllen hat, damit kein Krieg geschieht, damit er nicht töten muss. In einer hochtechnisierten Armee wirkt aber nicht der Schuss aus dem Sturmgewehr, sondern die Leistung am System kriegsverhindernd.

Das alte Bild des Soldaten muss durch ein neues Leitbild ersetzt werden. Der tötende Haudegen war. Der friedenssichernde Funktionär ist.